

Marktberichte

Wagbeleg, d. 16. Februar. Roggen 170-185, Weizen 160-175, Hafer 140-155, Gerste 135-150, Kartoffelspiritus loco ohne Roh 54-55...

Stettin, d. 16. Februar. Weizen pr. April/Mai 221,00, Roggen pr. April/Mai 156,00, Hafer pr. April/Mai 110,00, Gerste pr. April/Mai 85,00...

Borjennachrichten. Berlin, d. 16. Februar. Die heutige Börse und Aktienbörse eröffnete in ziemlich freier Stimmung, obwohl die Notierungen...

Berliner Börse vom 16. Februar. Ankerbank 100,00, Berliner Handels-Gesellschaft 100,00, Preussische Staatsschuldenschein 100,00...

Wasserstand der Saale bei Halle (an der königl. Schiffschleuse bei Trotha) am 16. Februar 1876. Wasserstand der Saale bei Verburg am 16. Februar 1876...

Leipziger Börse vom 16. Februar. Rühlig, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000, 1000...

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Ankerbank, Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Ankerbank, Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Ankerbank, Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Ankerbank, Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

Table with 2 columns: Name of bank/institution and its value. Includes Berliner Handels-Gesellschaft, Preussische Staatsschuldenschein, etc.

*) Bei der von Effecten ein anderer Binslag nicht notirt ist, werden 4% Binslag berechnet.

Gebauer-Schneidersche Buchdruckerei in Halle.

zweite Beilage.



Telegraphische Depesche der Hallischen Zeitung.

London, d. 17. Februar. Im Unterhaufe fragt Gladstone an, ob es der Regierung einleuchtet, daß England jetzt von der Pflicht befreit sei, welche Lord Derby am 3. September v. J. für obligatorisch erachtete, Krieg zu führen, falls Rußland die Türkei angriffe.

Türkei gegenüber gebunden sein müsse. England wolle vorläufig keine materielle Zwangsmaßregeln gegen die Türkei, ebensowenig wolle es aber auch das Schwert ziehen für die Türkei.

Die Aured des Kaisers

an den Prinzen Wilhelm bei dessen Eintritt in das 1. Garde-Regiment z. F. hat folgenden Wortlaut: So hätte gewiß der Kaiser, bei dem in das öffentliche und Militärische tritt, dem 1. Garde-Regiments selbst vorstellen zu können, wie ich es 1849 mit Meinem Sohne thun konnte, aber in dieser Jahreszeit will ich mir bei Bewegung im freien Schutze anvertrauen.

(Zu dem Enten wendend.) Aus der Geschichte weißt Du, wie alle Königlichen Prinzen, mehr als das Meer genossen haben, schon der Große Kurfürst hat durch persönlichen Heldenmuth seinen Schaaren ein unübertroffenes Beispiel gegeben.

So fand ich die Aured. Wenn es eine Regierung von erst kurzer Dauer gegeben, deren Weisheit sich durch die Vorrichtung gänzlich geleist hat, die ich in der Aured, die durch ihren unerschütterlichen Muth und ihre Ausdauer Kräfte auf die Höhe gestellt hat, auf der es nun steht.

(Zu dem Prinzen wendend.) So übergebe ich Ihnen nun Meinen Enten, um eine militärische Erziehung zu leisten, ein jeder nach seinem Standpunkte und wie ich es Ihnen im letzten Sommer dem Kaiser-König mit Ihnen übergeben habe.

Als Vorgesetzte anwesend waren: Der kommandirende General des Garde-Corps, General-Major, Prinz August von Württemberg & S., General-Lieutenant v. Pappe, Commandeur der 1. Garde-Infanterie-Division, General-Major v. Flock, Commandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, Oberst von Derentz, Commandeur des 1. Garde-Regiments z. F., Major Graf von Kanau, Commandeur des 2. Bataillons, Hauptmann von der 6. Compagnie, v. Peterstorff, bei welcher Prinz Wilhelm K. F. eintritt.

Außerdem: Des Kronprinzen Kaiser, und König. Oberst. Der General-Adjutant, General-Major v. Albedyll. Der Flügel-Adjutant, Major v. Lindequill.

Berlin, den 16. Februar.

In der gestrigen Sitzung des Bundesraths wurde die Beschlußfassung über den Entwurf eines Gesetzes über den Sitz des Reichsgerichts, welchem die Mehrheit der im

Justizauschusse vertretenen Staaten zustimmt, verlegt. Hierauf erfolgte mündlicher Bericht, betreffend den Gesetzentwurf wegen der Unterfuchung von Eecunfällen. Derselbe soll in etwas modificirter Gestalt wieder im Reichstage eingebracht werden.

Von völlig unterrichteter Seite erhält die „Tribüne“ Aufschluß über die staatsliche Bewandniß, die es mit der seit einigen Wochen hervorgetretenen Propaganda gegen den Finanzminister Campaubaen hat.

Dem Hause der Abgeordneten ist (wie bereits im Hauptblatt erwähnt) ein Gesetzentwurf betreffend die Verwendung von Bekänden für außerordentliche Verwendung für die Bauverwaltung im Etatsjahr 1877 - 78 und Aufnahme einer Anleihe zur Deckung der Ausgaben für Bauausführungen auf Staatsbahnen vorgelegt worden.

Der Cardinal Graf Ledochowski hat von Rom aus an den Caplan W. Nowacki einen Erlaß gerichtet, in nobler! Da dümmerte mir in der Seele ein hüßner Plan auf, anfangs kaum zu fassen.

Die Tintenhose.

Augend-Entzündung eines Coloristen. Um die Zeit, da ich zuerst die Bekanntschaft des guten, alten Homer zu machen genöthigt war und in ihm zunächst mehr den Herausgeber des griechischen Lebnungsbuches als den großen Dichter zu schätzen Gelegenheit fand - um jene bewundernswürdige Zeit befam ich einmal eine kleine Hofe. Das heißt, neu war sie eigentlich nur für mich; denn wie in kinderreichen Beamtenfamilien eine allgheiligte Sitte ist, war sie auch einer abgelegten kleinen Vaterstadt entstanden.

Sie war ein sehr hübsches, geputztes Kleidungsstück, und als ich sie zum erstenmal trug und an meinen Beinen hinab sah, fühlte ich mich auch innerlich etwas gehoben. Es war bei dem demselben Tage, welcher wie ein kleines jüngeres Geistes an Ende jedes Schuljahres emporsieht und in der Gestalt einer Schlafprüfung noch einmal alle Schreden des abgelaufenen Jahres zusammenballt, damit diese den Jungen während der Ferien hüßlich in den Knochen bleiben und in ihnen den Geist der blühenden Subordination nicht erlösten lassen.

Es ist ein altes Bekommen, daß im Homer-Jahre der Gymnasialstudien der Schiffsbau allmählich mit der pantomimischen Darstellung der Kämpfe vor Troja eingeleitet werden. Es ist nicht eine freie, gegen den Willen der Vorgesetzten von den Schülern selbst getroffene Einrichtung, durch welche einzig und allein das moderne Gymnasium seinem griechischen Vorbilde nach veranlaßt ist.

Selbst am Tage des Fehnes wollte man von der guten Sitte nicht lassen, und auch ich mit meiner neuen Hofe lämpfte in den vorerwähnten Reihen der Trojaner. Wir zielten uns darauf, bis ein Haufen großer Myrmidonen im Anpalle eine Wand, die nur lange als Beschauung gedient hatte, umwarf, so daß die darin hängenden Tintenhosen in weitem Gange heransflogen.

Das war ein trostloser Anblick, und ich sah es schon voraus, daß ich der Cypsa in der Schußweite nur entronnen war, um in der Gharpybis des eteterlichen Unwillens unterzugehen. Doch mein Auge wurde müthiger; ich machte schon die Beobachtung, daß die Configuration des nächst großen Fehnes viel von Mittel-Europa mit Italien und Griechenland hätte, und endlich sah ich auch, daß das tiefere Grau, womit dieses Ländergebiet ausgezeichnet war, entziffernd dinstig-unterwies, als der ursprüngliche Grundton der Hofe in seiner hellen Allgültigkeit. Gewiß, das dunklere Grau war

nobler! Da dümmerte mir in der Seele ein hüßner Plan auf, anfangs kaum zu fassen. Aber doch unbedenklich ausgeführt, mußte er nicht nur alle brohenden Gefahren abwenden, sondern versprach auch noch der Eigentlichkeit mit einem fetten Triumphe zu lobnen. Selbstgefühl ließ mich durch die Wieder, als der Entschluß gefaßt war, und wie ich auch noch die heimliche Bekanntschaft erreicht hatte, war mein Herz munter und alle Sorgen waren vergessen.

Zu Hause angekommen, gelang es mir, für den ersten Augenblick meine Hände zu verdeden und dann rasch das gefährliche Kleidungsstück mit einem anderen zu vertauschen. Es gefahd mich vor großen Befriedigung meiner Eltern, welche eine herabige Coralsat und Schonung meiner Gemüther gar nicht an mir gewohnt waren, im Gegentheil meine Hergeit, eine Sonntagshose in eine Werktagshose zu verwechseln, zu würdigen mußten. Gegen Abend ging ich nun an die Ausföhrung meines großen Plans. In Beamtenfamilien giebt es immer Recepte in Strüßen. Der geschickteste Grund ist in Dunkel gestellt, aber es war von jeder. So. Wenn es an Allem fehlt, so findet der schlende Stolz einen letzten Trost in dem luxuriösen Besitze von Time, welche der Familie einen Einblick von Präponderanz über die reiche Unbildung verleiht. Mit einem solchen Krage kararialischer Time, einem Lavoir und meiner neuen Bekommen unter dem Arme verschwand ich in der Dämmerung in einen nicht näher zu bestimmenden Gemache, das ich von innen verriegelte. Mit der überlegten Idee, die den guten Chirurgen ansteuerte, geh ich nun die schwarze Fluch in das Lavoir und weidete meine Hofe in dem hüßlichen Parthoff gründlich ein. Dann wand ich sie aus, schüttete die Tinte in den Drüs, und ungeheuer, wie ich gewonnen, schlich ich wieder zurück. Vor dem Fenster des Zimmers, das ich als Schlaf- und Studirzimmer mit meinem Bruder zu theilen hatte und das nach dem Hofe zulag, hingte ich meine Hofe zum Trocknen auf. Eine Frau aus dem Hinterhause sah mit verwunderten Augen auf meine Fährhände, was mußte die von großen Thaten?

(Fortsetzung folgt.)

Gallisches Sonntagsblatt.

Beilage zu Nr. 41 der „Gallischen Zeitung.“

Nr. 7.

Halle, den 18. Februar

1877.

Historische Skizzen.

Der niedersächsisch-dänische Krieg.

Von

Julius Otto Opel.

Nach längerer Unterbrechung (vergl. Nr. 26 und 27 des Sonntagsblattes von 1876) fahren wir in unseren Mittheilungen aus dem so beachtenswerthen Opel'schen Werke fort.

Das fünfte Buch handelt von Herzog Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, und seinem Bisthum. Er war der dritte Sohn des durch männliche Energie und Thatkraft ausgezeichneten Herzogs Heinrich Julius und Elisabeths, der Schwester Christians IV. von Dänemark. Sein Vater, schon als zweijähriger Knabe zum Bischof von Halberstadt gewählt, suchte das unter Genehmigung von Papsst und Kaiser ihm übertragene Bisthum seiner Familie zu erhalten, worauf auch wirklich drei seiner Söhne hinter einander seine Nachfolger wurden. Von 1610 an betheiligte er sich persönlich an den Wirren, welche das österreichische Kaiserhaus unter Rudolf und Matthias spalteten. Allem Anscheine nach war der lutherische Geheimpräsident unter Kaiser Matthias der Vermittler, dessen sich die deutschen Fürsten bedienten, um der Kaisergewalt wenigstens den letzten Schimmer nationaler Bedeutung zu erhalten.

Die Sorge für die geistige Ausbildung der großen Kinderschaar, welche das glückliche Fürstenpaar umgab, war gewiß nicht eine seiner geringsten. Wir sind genau unterrichtet über die einzelnen Hofmeister und Lehrer, welche die Knaben erhielten. Die Instruktionen, die diesen gegeben wurden, waren ganz vortrefflich. Im Uebrigen lag der Herzogin Elisabeth von früh an die Hauptfahche des Erziehungswerkes ob. Denn seitdem ihr Gemahl angefangen hatte, sich in die Händel des Hauses Habsburg einzumischen und ihm die Suprematie über Deutschland zu sichern, war sie, wie es scheint, einziger Mittelpunkt der Familie. Trotz ihres feinen praktischen Verständnisses und ihrer persönlichen Energie scheint sie doch das Nichtigte vielfach versehen zu haben. Während der langen Studienreisen waren die jungen Prinzen den Informatoren und Erziehern rückhaltlos preisgegeben. Die energische Natur des Vaters scheint in keiner ersichtlichen Weise die Neigungen und die Charaktere der Knaben geleitet zu haben, was am meisten bei Christian zu beklagen ist, der seinem Vater in jeder Beziehung am ähnlichsten war.

Nachdem hinter einander zwei von Christians Brüdern, der eine im Alter von 4, der andere im Alter von 13 Jahren, für den bischöflichen Stuhl von Halberstadt gewählt, aber bald darauf gestorben waren, gelang es zum dritten Male, die Wahl auf einen Sohn des Herzogs Heinrich Julius zu lenken, nämlich auf Christian, der damals im Alter von 17 Jahren stand und sich gerade am dänischen Hofe aufhielt.

Dass er allen Mitbewerbern vorgezogen wurde, dankte er unter Andern der nachdrücklichen Empfehlung des katholischen Dechanten Matthias von Oppen. Dieser hegte die sicherste Erwartung, dass er unter der Leitung des dänischen Königs zu einem guten Regenten heranwachsen werde. Er hoffte auch, dass er die kaiserliche Bestätigung, die Bezeichnung mit den Reichsregalien und Sitz und Stimme auf den Reichstagen eher als andere erlangen werde. Dazu kam, dass sich die wolkenbüttel'sche Fürstenfamilie die Verforgung ihrer jüngsten Mitglieder im Stift Halberstadt viel hatte kosten lassen. Friedrich Ulrich, der älteste Sohn und Nachfolger Heinrich Julius, hatte die von seinem Vater in Halberstadt neu erbaute Commisse, ferner Kloster Gröningen, Derenburg'sche und andere Güter zu einer Höhe von beinahe 200,000 Thlr. überlassen. Auch herrschten vielfache persönliche Beziehungen zwischen den Domherren und der fürstlichen Familie, die gar manchem Domherrn zum Besitz seiner Pfründe verholfen hatte. So wurde denn Christian am 6. Aug. 1616 von 15 Domherren einstimmig zum Oberhaupt des Stifts erkoren. Gegen die Wahl eines gleichfalls protestantischen Coadjutors legten die Katholiken freilich mit dem Dechanten selbst Protest ein. Zumuthungen, einen Katholiken zum Bischof zu wählen, kamen diesmal weder von Wien, noch von Mainz an das Capitel.

Zu den Bedingungen, unter welchen die Wahl erfolgte, gehörte, dass die Hofhaltung des zukünftigen Landesherren mit Rath und unter Vorwissen des Domcapitels angeordnet werden sollte, dass aber weder das Domcapitel, noch die Landesstände verpflichtet wären, aus derselben erwachsene Schulden abzutragen. Den Katholiken sicherte man auch ferner stiftliche Beneficien zu, der Papsst selbst beehlt die üblichen drei Monate. Das Capitel erhielt wie früher das Recht, auf der Bode und überhaupt im braunschweigisch-wolfenbüttel'schen Gebiet Holz zu flößen; dem Stiftsunterthanen wurde der freie Handel durch das ganze Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel zugesichert.

Am 1. Mai 1617 wurde der neue Bischof feierlich eingeführt. Der talentvolle Jüngling, der seinem Vater in der nur hohen Zielen zugewandten Stimmung so ähnlich war, hatte somit ein immerhin

nicht geringes Ziel fürstlichen Ehrgeizes erreicht. Dass sich sein Verhältniß zu dem ihm controlirend und mitregierend zur Seite stehenden Domcapitel möglichst günstig gestalten möchte, ließ sich seine Mutter Elisabeth, von der sich auch ihr ältester Sohn Rath und Warnung gefallen lassen mußte, sehr angelegen sein. Daher suchte sie namentlich auch die Bestellung des fürstlichen Hofhaltes, auf welchen ihr Sohn als Bischof Anspruch machte, möglichst zu überwachen. Um ihre eigenen Auslagen für die Wahl ihres Sohnes zu sichern, wünschte sie die Stiftsregierung in jeder nur denkbaren Weise eingeschränkt zu sehen. Der Einfluß der Mutter hatte freilich bei allem Guten auch eine verhängnißvolle Seite. Ihrer Empfehlung nämlich hatte ein Mann das wichtigste Amt, das des Kanzlers im Stift, zu danken, der sich gar bald nicht nur als unfähig dazu erwies, sondern auch als einen der unwürdigsten Beamten in einer Zeit offenbarte, welche doch nur außerordentlich niedrige Ansprüche an die sittliche Ehrenhaftigkeit der Diener fürstlicher Herrn zu stellen pflegte. Sein Name ist Anton v. Wietersheim.

Alein wenn schon sich im Laufe des Jahres 1619 eine Spannung zwischen dem Domcapitel und dem Bischof zeigte, so lag die Schuld hieran wohl wesentlich darin, dass dem in das Weite strebenden Sinne des Fürsten sein Bisthum bald zu eng wurde. Wir sind zwar über sein Thun und Treiben nach seiner Einführung bis zum Schluß des Jahres 1618 wenig unterrichtet. Wir wissen nur, daß er von Anfange dieses Jahres bis gegen den Schluß desselben auf Reisen war, und daß die beabsichtigte Einsetzung eines Statthalters von dem Domcapitel als ein Eingriff in seine Rechte angesehen wurde. Wir wissen auch, daß er gleich im Anfange seiner Regierung den von Wien und Mainz ausgehenden Versuchen, dem Katholicismus in dem erst seit kurzem entschieden protestantisch gewordenen Stift wieder zur Herrschaft zu verhelfen, energisch entgegentrat. Wir wissen aber nicht, ob er schon mit dem Pfalzgrafen und der Union, mit den böhmischen Ständen und den Generalfürsten Verbindungen angeknüpft hat. Doch so viel steht fest, daß der Bischof seine fürstliche Stellung in einem durchaus modernen Sinne auffasste, wonach man schon damals im Fürsten vornehmlich den Soldaten sah. Er scheint sich in den Jahren 1617 bis 1619 planmäßig auf eine kriegerische Laufbahn vorbereitet zu haben. Im Jahre 1619 war er geneigt, in den Dienst der böhmischen Stände zu treten. Doch die Verhandlungen zerschlugen sich. (Fortsetzung folgt.)

Die Pilze, Algen, Flechten und Moose im Dienste der Landwirthschaft.

Von Dr. S. Polakowsky.

(Schluß.)

Die Flechten (Lichenes) werden jetzt von vielen bedeutenden Botanikern als eigene Familie des Pflanzenreiches eingezogen, man sieht dieselben als Doppelgebilde einer Alge mit einem Pilze der Gruppe der Ascomyceten an. (Prof. Schwendler in Basel ist der Gründer dieser Theorie.) Die Alge wird hierdurch nicht getödtet, sondern vegetirt fort im Innern des Pilzgewebes. Deshalb schlägt auch die Keimung der Flechtensporen sehr oft fehl, es wird dem jungen Pilzlager keine Alge zur Ernährung und normalen Entwicklung geboten. Kees weist durch Experimente nach, daß die Sporen der Gallertflechte Collema nur auf einer bestimmten Alge der Gattung Nostoc keimend dieselbe Flechte erzeugen. Die Flechten überziehen als krusten- oder staubartige Gebilde Steine, Mauern und Zäune, oder sie bedecken als mannigfaltig zerstückelte blattartige Massen die Aeste der Bäume, besonders junger Coniferen, oder sie wachsen als gestielte Becher oder oft getheilte Säulen auf der Erde. Zu letzterer Gruppe gehört die fälschlich Kenthiermoos genannte Cladonia ruficrinia. Während die Pilze für eine gedeihliche Entwicklung unbedingt organische, in Zersetzung begriffene Substanzen erfordern, die Existenz der Algen an Wasser gebunden ist, leben die Flechten fast nur von Luft und Licht. Man erklärt sich aus diesem Wachsthum meist im intensivsten Lichte den häufig hohen Gehalt derselben an Farbstoffen. Persio, Dreille und Lacmus stammen von Flechten her. Die Flechten erreichen oft ein enorm hohes Alter, in langer Dürre absterbend, völlig in der Entwicklung ruhend, leben sie nach einem Regen wieder auf und wachsen üppig weiter.

In der Natur sind in erster Linie die Krustenflechten bestimmt, die Oberfläche des festen Gesteins anzugreifen und zu lockern und durch ihre Verwesung den Boden zu liefern für andere höher entwickelte Pflanzen. Nur die Erde bringt höhere Pflanzen hervor, nicht das Gestein; auch selbst auf der Erde wachsend geben die Flechten sterbend und verwesend Nahrung, d. h. humusreichen Boden für die ihnen folgenden Blütenpflanzen, denen gewöhnlich erst die Moose vorhergehen. Nacktes Feldgestein bedeckt sich zuerst nur mit Flechten. Andere Pflanzen können hier nicht wachsen, weil dieselben Wurzeln haben, welche zur Befestigung und zur Erlangung der Nahrung dienen. In das starre Gestein aber kann kein Haftorgan, keine Wurzel einbringen, keine löslichen Nähr-

stoffe werden hier geboten. Die Flechte aber bezieht ihre Nahrung aus der Luft, sie hat und braucht keine Wurzeln. Die Flechten haben warzenartige Haftscheiben oder kleine Fasern — die Aehnlichkeit mit wahren Wurzeln haben — an ihrer Unterseite. Durch ein inniges Anschmiegen dieser Fasern oder Warzen an das feste, unwirthliche Gestein hält sich die Flechte, ihre größere Masse flach der nährenden Luft und dem Lichte zugekehrt, fest. Hierdurch erklärt sich auch das langsame Wachstum der Flechten. Die notwendigen Aschenbestandtheile ringen sie dem Gesteine durch hartnäckiges Anschmiegen ab, einige Bestandtheile desselben zuletzt assimilirend. In einer Reihe von Jahren wirkt die Flechtenvegetation auf die unterliegenden Gesteine gleichsam verwitternd, einige Bestandtheile werden aufgenommen, die ganze Unterfläche des Gesteines dadurch gelockert. Sehr zerfällt die Flechte, selbst langsam absterbend, zu humusreichem Boden, und liefert so mit dem mürben Gesteine die erste dünne Bodenschicht, „Feinerde“ im Gegensatz zum „tobten Gesteine“ für die folgende Vegetation. Je nach dem Gesteine sind die darauf wachsenden Flechten verschieden. Es sind andere Flechten, welche den Granit angreifen, als wie die auf Kalkstein wachsenden. Die letzteren findet man auch an Mauern, die mit Kalk besorfen sind. Die Regelmäßigkeit, womit gewisse Flechten bestimmte Steine aufsuchen, ist so groß, daß man von der Art der Flechte auf das unterliegende Gestein schließen kann. Der Granit trägt dieselben Flechten unter den verschiedensten geographischen Breiten und klimatischen Verhältnissen. Viel wichtiger ist die Natur des Substrates selbst, d. h. ob der Granit grobkörnig und also leicht zersetzbar und zerfallend, oder sehr feinkörnig, dicht, fest, schwer angreifbar ist.

Aus dem Angeführten ergibt sich klar die hohe Bedeutung der Flechten für den Landmann. Die Ackererde bedarf der humushaltigen Feinerde, auf dem Mengenverhältnisse dieser zum tohten Gesteine, zu den größeren Sandkörnern u. beruht der Werth eines Bodens in erster Linie. Nur dieses Gesteinmehl mit organischen Resten gemengt, giebt lösliche Stoffe an den Boden ab, und ernährt so die Pflanzen, giebt ihnen die Aschenbestandtheile. Die unscheinbaren Flechten erfüllen nun die hochwichtige Aufgabe, die jeder Vegetation unzugänglichen, festen Gebirgsmassen langsam aber sicher anzunagen, ihre Außenfläche der Einwirkung von Luft und Wasser zu erschließen, und auf derselben die erste dünne Erdschicht zu hinterlassen.

Die Moose sind die Kleider der kalten Zone, doch auch in der gemäßigten Zone sind sie häufig, wie unsere Heimath Deutschland beweist. Gefürchtet sind dieselben hier auf den Wiesen, wo sie, massenhaft auftretend, die guten Gräser verdrängen; sie selbst sind als Viehfutter absolut unbrauchbar. Schwierig ist es, eine Wiese, wo sich Moos in größeren Massen eingenistet, davon zu befreien. Viel hilft schon starkes Bestreuen der Wiese mit Sand, 1—2 Zoll hoch unter Zusatz von Permehl. Gut ist auch das Umflügen der Wiese im Winter, wenn dieselbe 1—2 Zoll aufgethaut, der Grund aber noch gefroren ist; hierbei ist die Anwendung von Scarificatoren und nachfolgenden eisernen Eggen dringend zu empfehlen. Hiernach werden die Moose zusammengelesen, und können als Streu verwandt werden. Dann dinge man die also behandelte Wiese im nächsten Jahre mit Compost, der reich an Alkalien oder Kalk, und egge nochmals scharf. Es ist immer besser, im Frühjahr diese nochmalige Arbeit vorzunehmen, verliert man dadurch auch den ersten Grasschnitt.

Höchst wichtig ist das Mooskleid für unsere Wälder; es sind die Moose, welche denselben die Feuchtigkeit erhalten. Die dichten Polster der Astmoose (Hypnum) ziehen den Thau begierig ein und verhindern die schnelle Verdunstung des Wassers, auch verleihen sie den feimenden Samen wie den Baumwurzeln Schutz gegen Sonne und Frost. Durch diese Eigenschaften tragen die Moose auch zur Bildung und Erhaltung der Quellen bei; die Quellen der meisten Flüsse sind von großen Mooswiesen, welche das Plateau der Gebirge bedecken, umgeben. Aus diesen zwei angeedeuteten Punkten ergibt sich genugsam die Wichtigkeit der Moose für cultivirte Gegenden; was wäre der Mensch ohne Wälder und ohne Flüsse?

Die wichtigste der zahlreichen Unter-Familien der Laubmoose für die Technik und besonders für die Landwirthschaft ist die der Torfmoose (Sphagnaceae). Diese hat nur eine Gattung: Sphagnum. Die Arten dieser Gattung wohnen an feuchten, sumpfigen Orten in der Ebene bis in die höheren Gebirge. Durch diese gleichförmige Lebensweise behalten sie eine so gleichförmige, eigenthümliche Tracht, daß man ein Torfmoos auf den ersten Blick als solches leicht erkennen kann. Diese Moose, welche überall, wo sie sich einmal festgesetzt, in ungeheuren Massen auftreten, spielen eine wichtige Rolle — sie vornehmlich bilden den Torf. Sie bilden in Sümpfen große von Wasser strohende, weiße, grüne oder röthliche Rasen. Ein wahrer Schmuck der sonst schmutzigen Moore geben sie zugleich ein Bett für höhere Gewächse. Sie wirken auch oft direct austrocknend, und verwandeln öde sumpfige Flächen häufig in trockenes, fruchtbares Land. Der Hauptwerth dieser Pflanzen besteht aber, wie schon erwähnt, in der Torfbildung.

Der Torf ist das Product der freiwilligen Zersetzung von Sumpfpflanzen: Kohlenwasserstoffe entweichen und reiner Kohlenstoff bleibt zurück. Dieser ist in den meisten Fällen mehr oder weniger mit Mineralstoffen, Lehm, Sand, Thon, Eisensies u. verunreinigt. Zur Torfbildung ist stehendes Wasser nothwendig, welches die in Zersetzung begriffenen Pflanzen von der Luft abschließt. Bei den Torfmoosen stirbt der untere Theil der Pflanze ab und vertorft, während das Moos oben weiter fortwächst. Die verschiedenen Arten und Eigenschaften des Torfes werden bedingt:

1. Durch die Pflanzen, woraus derselbe gebildet.
2. Durch die mehr oder weniger vollkommene Zersetzung.
3. Durch die fremden Bestandtheile, womit derselben vermengt.

Diese niederen Pflanzen-Familien, deren eingehendes Studium die schwierigste aber auch interessanteste Arbeit der Botaniker ist, haben also eine erhebliche Wichtigkeit. Die Bildung fruchtbarer Erdrichs, sowie auch des Torfes, die Bedingungen für Erhaltung unserer Wälder und Quellen, werthvolle Dinge- und Nahrungsmittel finden wir unter diesen wenig geachteten Gewächsen.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Zu seinem 50jährigen Todestage, den 17. Februar 1827.

In unserer Zeit, wo den schwebenden Fragen der Verbesserung des Unterrichts und der Hebung der Erziehung von allen gebildeten Kreisen diejenige Aufmerksamkeit in vollstem Maße gewendet wird, welche diese für das gesammte Volkswohl so wichtigen Momente in ausgebehnster Weise verdienen, mag es wohl am Platze sein, auch in den Spalten unseres Blattes auf einen Mann hinzuweisen, auf dessen Schultern sich sozulagen der Gesammbau gerade des heutigen Elementar- und Volksunterrichts erhebt und dessen Name auch bei uns in bestem Klange steht — wir meinen Pestalozzi.

Pestalozzi gehört mit zu jenen Wohlthätern der Menschheit, deren stille Arbeit in ihren Wirkungen ungezählten Tausenden zu gute kommt, die aber trotzdem in weiten Kreisen nur mehr dem Namen als den Thaten nach bekannt, gewöhrt sich nur in dem engen Bereiche der Fachgenossen voll gewürdigt werden. Es scheint daher eine allgemeine Pflicht schuldiger Dankbarkeit und eine Aufgabe von vielseitigem Interesse, ein klares Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken dieses Mannes zu bieten, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus durch die Segnungen seiner Wirksamkeit von tiefgreifender Bedeutung geworden ist. Es ist dabei unsere Absicht, angezichts der Schwierigkeiten, welche gerade bei Pestalozzi sich in dieser Hinsicht vorfinden, seinen äußern Lebensgang von seiner schriftstellerischen und sonstigen praktischen Wirksamkeit getrennt darzustellen, beides vereinigt zu schildern und mit den bezüglichen Daten seines äußern Lebens die zum Verständniß seiner schriftstellerischen Thätigkeit nothwendigen Bemerkungen zu verbinden.

Johann Heinrich Pestalozzi wurde den 12. Januar 1746 als Sohn eines Arztes zu Zürich geboren; im 6. Lebensjahre verlor er bereits den Vater und seine Erziehung fiel ausschließlich der Mutter zu, die von einer treuen Dienerin des Hauses darin aufs Beste unterstützt wurde. Diese Erziehung unter Frauenhand wurde für unsern Pestalozzi entscheidend für die ganze Ausbildung seines Charakters. Die forgende Mutterliebe, die er in seiner Jugend in reichstem Maße empfing, erregte in seinem Herzen die Gefühle unauslöschlicher Verehrung und inniger Dankbarkeit und die hier ihm eingefloßte Liebe zur ganzen Menschheit bleibt bis ins Greisenalter der Grundton seines Wesens und Wirkens. Aus seiner eigenen Erziehung erklärten sich seine Ansichten über das Wesen der kindlichen Ausbildung und sein Bunsch und Streben, die Familie mit der Schule zu einheitlicher Gesamtwirksamkeit zu vereinen.

Außer diesen Einflüssen im elterlichen Hause wirkte auf die Bildung seines Herzens und Charakters der längere Aufenthalt bei seinem Großvater, dem Pfarrer Hohe in Hängg, einem 1 Stunde von Zürich entfernten Dorfe, zu welchem er von seinem neunten Jahre jährlich einige Monate zu Besuch kam.

Die tiefe Frömmigkeit des in seiner Gemeinde hochverehrten Mannes machte auf den Enkel einen tiefen, bleibenden Eindruck.

Von äußeren Fortschritten in der Schule ist aus Pestalozzi's Jugend nach seinem eigenen Bekenntniß nicht allzuviel zu melden; eine gewisse Zerkstreutheit, die ihn für die schnelle Auffassung der Unterrichtsfächer ziemlich unempänglich machte, bewirkte bei ihm, daß ihm das eigentliche Verfehen der Erkenntnißgegenstände stets weit wichtiger erschien, als das praktische Einüben der gebotenen Lehrmittel. Dieser Fehler in der Jugendzeit wird uns in seinem späteren Lebensgange noch öfter wieder entgegnetreten.

Von seinen Lehrern, die besondern Einfluß auf ihn ausübten, wollen wir nur die bekanntesten hier anführen, deren in jener Zeit allgemein anerkannte Tüchtigkeit besonderer Erwähnung nicht bedarf; es sind die Züricher Professoren Bodmer und Breitingen.

Pestalozzi selbst charakterisirt das Resultat seiner Ausbildung im „Schwanengesang“, einem seiner letzten Werke, dergestalt, daß der Geist des von ihm genossenen Unterrichts ihn dahin gelenkt habe, die äußeren Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und fast zu verachten, ein Moment, das ebenfalls in seinem Lebensgange uns wieder entgegnetreten wird.

Kouffeau's in diese Periode seines Lebens fallendes Auftreten und das Erscheinen des „Emile“ im Jahre 1762 war von großem Einfluß auf den damals 16jährigen Jüngling. Dessen Ideen brachten ihn zu meist zu den Entschluß, den geistlichen Stand, für den er sich bestimmt hatte, zu verlassen und sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, weil er durch dasselbe Gelegenheit zu finden hoffte, später auf den bürgerlichen Zustand seiner Vaterstadt und vielleicht sogar seines Vaterlandes thätig Einfluß üben zu können.

An dieser Stelle verdient auch ein Jugendfreund Pestalozzi's erwähnt zu werden, mit Namen Buntzli, den ein früher Tod an einer Brustkrankheit dahin raffte. Dieser ermahnte noch auf dem Sterbebette unsern Pestalozzi, er möge sich eine stille ruhige Laufbahn suchen und sich nie ohne den Beirath eines mit ruhiger kalblütiger Sach- und Menschenkenntniß ausgerüsteten Mannes in weitgehende Unternehmungen einlassen, deren Fehlschlagen ihm auf irgend eine Weise gefährlich werden könne. Es war dies eine Prophezeiung, deren Erfüllung durch Pestalozzi's ganzes Leben hindurchgeht.

Nach einer gefährlichen Krankheit, die er sich durch übermäßige Anstrengung in seinen historischem und juristischen Studien zugezogen

hatte, suchte er Erholung bei einem Verwandten, Dr. Hoge in Richterswyl und später bei einem Landwirth Schiffeli in Kirchberg (Etn. Bern), um gleichzeitig neben der Reconvalescenz in der stärksten Landluft bei dem letzteren Rath und Belehrung zu suchen, wie er am besten seine Pläne für das Wohl des Landvolkes verwirklichen könne. Den Erfolg dieses Aufenthaltes für die Klärung seiner Ansichten schildert Pestalozzi folgendermaßen: „Ich ging mit vielen einzelnen großen und richtigen Ansichten und Ansichten über den Landbau als ein ebenso großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen richtigen bürgerlichen Ansichten und Kenntnissen als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam.“ Dies sollte sich schon bei seiner ersten landwirthschaftlichen Bestrebung nur zu sehr zeigen und dadurch auch auf das öconomische Unglück seines äußeren Lebens einwirken.

Die landwirthschaftlichen Versuche des genannten Schiffeli verführten Pestalozzi zur Nachahmung. Mit der Unterstützung eines Züricher Handelshauses kaufte er in der Nähe des Dorfes Birr, unfern der Habsburg, einen circa 100 Morgen großen Complex dünnen, kalkigen Haidelandes an, auf welchem er ein Wohnhaus in italienischem Geschmack erbaute. Im Jahre 1767 bezog er die neue, „Neuhof“ genannte Besetzung und vermählte sich am 24. Januar 1769 mit der Schwester eines Jugendfreundes Anna Schultheß aus Zürich. Doch hatte er mit der Landwirthschaft so wenig Glück, daß das Züricher Handelshaus das vorgestreckte Capital lieber mit Verlust zurückzog, anstatt es länger in seinen Händen zu lassen. Das junge Ehepaar gerieth dadurch zwar in bittere Verlegenheit; Pestalozzi beschloß aber trotzdem, nicht nur die Oekonomie fortzuführen, sondern auch mit seinem Etablissement eine Armenanstalt zu verbinden. Seine Ansichten über die Errichtung der letzteren fanden trotz des Mißtrauens gegen seine praktische Tüchtigkeit solchen Anklang, daß man ihm bald aus Zürich, Bern, Basel und andern Orten Unterstützung bot und viele arme Kinder zuschickte. So begann 1775 die Neuhöfer Armenanstalt, und zählte bald 50 Zöglinge. Auf die Einzelheiten des Fehlschlagens auch dieser Unternehmung hier näher einzugehen müssen wir uns aus Mangel an Raum verlagen; es genüge die Erwähnung, daß Pestalozzi 1780 die Anstalt, deren Aufrechterhaltung das ganze Vermögen seiner Frau verzehrt und ihn selbst in Schulden gestürzt hatte, aufzulösen gezwungen war. Und doch gereichte dieser Schritt ihm und der Menschheit zum Segen. Denn nunmehr sollten sich die Früchte seiner schweren inneren und äußeren Arbeit auf einem anderen Gebiete zeigen. Noch im Jahre 1780 erschien von Pestalozzi, verfaßt in Iseling Ephemeriden, eine kurze inhaltschwere Schrift unter dem Titel: „Abendstunde eines Einsiedlers.“

Eine Reihe von Aphorismen enthaltend, die unter einander in innigster Verbindung stehen, ist dieses Werk zugleich Frucht der vergangenen und Saatforn der folgenden Lebensjahre Pestalozzi's, Programm und Schlüssel seines gesammelten pädagogischen Wirkens; sein Leben selbst ist eine Paraphrase dieser Texte.

Schon das Jahr darauf erschien der erste Theil desjenigen Pestalozzischen Werkes, welches seinen Ruhm gründete, in weiten Kreisen heilsam wirkte und in Zukunft noch heilsam wirken wird: „Lienhard und Gertrud,“ ein Buch für das Volk.

Ueber die Entstehung dieses bekanntesten der Pestalozzischen Werkes theilt dieser selbst einiges mit, was wir der Merkwürdigkeit halber erwähnen wollen. Gerade in der unglücklichen Periode, in welcher er genöthigt war, die Neuhöfer Armenanstalt aufzulösen, trat ihm als theilnehmender Freund der Züricher Buchhändler Füßli zur Seite und unterstützte ihn mit Rath und That. Dieser verwies ihn auf Anlaß einer von Pestalozzi verfaßten kleinen durchaus gelungenen Schrift über die Abänderung des öffentlichen städtischen Dienstes ganz auf sein ausgesprochenes schriftstellerisches Talent, das geradezu als zeitgemäß und voraussichtlich pfeifend auf das Publikum einwirken werde. Folge davon war, daß Pestalozzi nach Marmontel's Contes moraux als Vorbildern etwas Aehnliches zu schaffen unternahm und in wenigen Wochen „Lienhard und Gertrud“ nach fünf andern mißlungenen und ihm selbst nicht genügenden Versuchen vollendete. Der Baseler Rathschreiber Iselin besorgte die Herausgabe und vermittelte, daß der Verleger Deder in Berlin an Pestalozzi ein anständiges Honorar zahlte. Außer dieser klingenden Anerkennung wurde Pestalozzi noch die zu Theil, daß die öconomische Gesellschaft in Bern ihm nebst einem Dankschreiben ihre große goldene Medaille zuerkannte. Die Tendenz des Werkes charakterisirt Pestalozzi selbst dahin, daß er durch dasselbe eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung habe bewirken wollen. Besonders wollte Pestalozzi dem Volke durch einen guten Elementar-Unterricht die ihm nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen. Der Mangel an geeigneten Elementen in der Lehrerewelt führte Pestalozzi nun dazu, die Bildungsgrundlagen in ihrer Einpflanzung in die jugendlichen Gemüther aus der Schulstube in die Wohnstube, aus der Hand der Lehrer in die der Mütter zu verlegen. Diese und andere in „Lienhard und Gertrud“ niedergelegten Ideen fanden Anklang auch bei hochstehenden Männern der damaligen Zeit, wie Karl v. Bonstetten, dem österreichischen Minister Grafen Zinzendorf und sogar bei dem Großherzog Leopold v. Toscana, dem Pestalozzi durch einen Grafen Hohenzollern warm empfohlen war. (Fortsetzung folgt.)

Blumen im Zimmer.

Um im Anschluß an unseren neulichen Artikel (Nr. 3 des Sonntagsblattes) noch einige Anregungen zu geben, machen wir keramische Künstler auf das Gebiet der Blumenständer und Blumenvasen aufmerksam. In England producirt man einen großen Reichthum von

entwickeln sollen, dem Geschmacke ein anmuthiges, reiches Feld des Schaffens und Gestaltens. Die Gefäße müssen sich nach dem Charakter der Pflanzenphysiognomien richten und auch die architektonische Umgebung, für welche große Blumenvasen und Treppen, Balkonen und



neuen Formen aus allen nützlichen Substanzen. Wie man in der Architektur von kleinen Glashäusern und Krystallpalästen für vegetabilisches und animalisches Leben in unserm Zimmer viel Formensinn und Schönheitsvariationen entwickeln kann, bieten auch die Gefäße, in welchen sich die verschiedenen Arten von Pflanzen- und Blumen-Typen

Vorgärten bestimmt sind, berücksichtigen. Wir geben das Bild eines Ständers, der bestimmt ist, schilffartige Pflanzen zu tragen, daneben ein Paar große Vasen, wie sie auch zur Dekoration von feineren Außentritten, die in Gärten führen, oder zur Schmückung von Gartenbauten dienen können.

(Fortsetzung.)

Ein eigentliches Alphabet giebt es nicht. Lesen und Schreiben kann kein einziger der braunen Gesellen, ohne aber seine eigentliche Sprache aufzugeben hat er Sprachtalent genug sich andre Sprachen anzueignen und es ist keine Seltenheit, daß man Zigeuner deutsch, französisch, italienisch, russisch, polnisch und spanisch sprechen hört.

Die körperliche Beschaffenheit, die äußere Erscheinung der Zigeuner ist leicht kenntlich. Die Größe überschreitet selten das Mittelmaaß. Der Zigeuner ist schlank und kräftig gebaut, das Ebenmaaß der Glieder ist unbedingt schön zu nennen. Die Gesicht- oder Hautfarbe ist braun-gelb, olivenfarbig bis schwarzbraun. In der Regel sind die Männer schöner als die Weiber, doch trifft man auch unter den Letzteren oft wirkliche Schönheiten an. Das Haar und die Augen sind schwarz; die Lippen roth und die Zähne blendend weiß. Die Geschmeidigkeit der Glieder ist bewundernswürdig und damit hängt die Fertigkeit in allen gymnastischen Uebungen und die große Kunstfertigkeit in den Tänzen zusammen. Wir wollen bei dieser Gelegenheit über das Letztere gleich ein Wort hinzufügen.

Der zigeunerische Nationaltanz ist bezaubernd. Die Tänzerinnen schweben kaum auf dem Boden; die Bewegungen sind zierlich und gewandt, das Mienenspiel ungemein sprechend, dabei das Ganze auf sinnlichen Reiz berechnet. Die unteren Augenlider werden aufwärts gezogen, die schönen feurigen und üppigen Lippen halb geöffnet, damit man die blendend weißen Zähne hindurchschimmern sieht. Der Körper mit den üppigen Formen geht in ein nachlässiges Verlangen aufgelöstes Hinfallen über. Das Alles reizt die Sinnlichkeit im höchsten Grade. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Weiber bei diesen Tänzen es nicht verschmähen, oft die schamlosesten und gemeinsten Stellungen anzunehmen.

Die Augen der Zigeuner sind blendend; aber der tüchtige, hinterlistige Blick verräth zu sehr den Spitzbuben, als daß man Zutrauen zu ihm gewinnen könnte, und wenn man von einer gewissen Gemüthlichkeit spricht, welche sich auf ihren Gesichtern ausdrücken soll, so können damit nur wenige Ausnahmen gemeint sein.

Was ihre Nahrung anbelangt, so sind sie darin eigentlich nicht wählerisch, ziehen aber im Allgemeinen Fleisch der Pflanzkost vor. Braten von verrecktem Vieh ist ihnen ein Leckerbissen. Pferdefleisch essen sie aber grundfalsch nicht. Eine Viehseuche ist ihnen ein willkommenes Ereigniß. Eichhörnchen, Fische, Gänse, Enten, Igel verschleppen sie sehr gern. An bestimmte Tageszeiten knüpft der Zigeuner sein Essen keineswegs; er isst und trinkt, wenn er etwas hat; auf Stehlen oder Betteln kommt es ihm dabei nicht an. Er häßt gern flache Kuchen in heißer Asche wie der Araber. Zu seinem Salat verwendet er die Nelke und die Blätter des Löwenzahn. Geistige Getränke spielen eine große Rolle; Branntwein ist das Lieblingsgetränk, welches die Kinder schon im zartesten Alter zu trinken bekommen. Die Weiber stehen den Männern im Trinken keineswegs nach. Wein trinken sie fast noch lieber, dagegen steht das Bier nicht hoch in Achtung. An sonstigen Genüssen geht ihnen nichts über den Tabak und er wird in allen Formen vertilgt. Männer und Weiber rauchen, schnupfen und kauen ihn mit wahrer Gier. Die von Tabacksaft durchgezogenen Pfeifenröhre werden ausgekauft, der Schnupftabak verschlungen u. s. w. Hungern kann ein Zigeuner schon mehrere Tage; aber ohne Tabak mag er nicht leben. Zwiebeln verzehrt er ebenfalls gern. Bei den ungarischen Zigeunern gilt der unter dem Namen Wabscha aus Tabackasche und Tabacksaft zusammengesezte Brei als Delicatsse.

In der Kleidung liebt der Zigeuner trotz seiner großen Unreinlichkeit den Prunk und Pug. Im Allgemeinen kleidet er sich nach der Sitte des Landes, in welchem er sich aufhält, schon aus dem Grunde, weil er Kleidungsstücke trägt, welche Andere abgelegt haben. Einen Bauernrock zieht der Zigeuner aber nicht an. Der ganze Anzug muß womöglich in die Augen fallen, deshalb lieben Alle, Männer und Frauen, die schreienden Farben, namentlich roth. Wenn der Rock mit Troddeln und Schnüren besetzt ist, hat ihn der Zigeuner sehr gern. Grüner Kragen und grüne Aufschläge sind beim Manne das Zeichen der Unbescholtenheit — nach Zigeunerbegriffen. Wen der Hauptmann ehrlos erklärt, darf keine grüne Farbe tragen. Es hat vielleicht schon Jeder, der Zigeuner sah, die Bemerkung gemacht, daß sie ihren Anzug aus allen möglichen, nicht zusammengehörigen Stücken zusammengestoppelt haben und es sieht oft sehr komisch aus, wenn man einen Zigeuner sieht im schönen Schnurenrock, mit zerrissenen Hosen, ohne Hemd, ohne Schuhe und Strümpfe, oder an den zerrissenen Schuhen silberne Sporen und an den schmutzigen Fingern dicke Siegelringe. An Ausbesserung der Kleidungsstücke denkt kein Mensch. Die Kinder gehen meistens bis ins zehnte Jahr vollkommen nackt.

Da wir nun die braungelben Banden so ziemlich haben kennen lernen, dürfen wir es auch schon einmal wagen in ihre Behausungen zu treten.

Wir haben schon bei den Zigeuneransiedlungen im Elsaß und in der Grafschaft Wittgenstein ein ungefähres Bild von ihren Hütten bekommen. Wenn es die Bitterung einigermaßen erlaubt, so gehen die Zigeuner aus ihren Häusern, wenn wir ihre Erdbäuser oder Höhlen so nennen wollen, heraus, und schlagen Zelte auf, in denen sie schlafen. Die Erdbütten, welche sie sich im Winter bauen, wenn sie keine Höhlen

zum Winterlager ausfinden, oder irgend welche Kanne nach dem Herbstfeste erkiesen, sind von sehr einfacher Bauart. Es wird eine ungefähr 12 Fuß tiefe Grube gemacht, und dieselbe belegt man oben mit Rafenstücken, auch mit Reisern, welche auf Stangen oder andern Holzträgern ruhen. Das Ausgangsloch wird mit Brettern verlegt. Im Innern brennt in der Mitte ein Feuer, rund herum liegen die braunen, nackten oder halb nackten Gestalten, Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder im buntesten Wirrwarr, rauchend, essend, trinkend, irrend, singend, schlüpfend, kurz faulenzend. In dieser Hütte, welche entweder gar keinen oder einen sehr unzureichenden Rauchfang hat, wird nun neben dem oben schon genannten edeln Beschäftigungen noch gekocht, gebraten und gequalmt. Man denke sich diesen Rauch, diese drückende Hitze, diesen Geruch, Schmutz und Ungeziefer!

Wenn nun die Frühlingssonne ihre ersten erwärmenden Strahlen zur Erde herniederschickt, so geht die Horde auf die Wanderschaft und bleibt so lange an einem Orte sitzen als es ihr gefällt und sie Nahrung findet. Daß bei solchem Leben, solchem fast thierischen Sinn sehr wenig Krankheiten unter den Zigeunern auftreten, ist eine höchst merkwürdige Erscheinung. Trotz des vielen Trinkens ist dem Zigeuner die Gicht ein unbekanntes Etwas. Dagegen ist er häufiger dem Scharlach, den Masern, der Krätze, den Blattern und schmutzigen Krankheiten ausgesetzt. Wunden heilen rasch; überhaupt überwindet er alle Krankheiten sehr schnell. Der Arzt ist eine überflüssige Person. Der Zigeuner stirbt, wenn ihn sonst kein Unfall trifft, den natürlichen Tod an Altersschwäche. Wenn unter diesen Menschen von Selbstmord so viel als gar nicht die Rede ist, so finden wir das bei ihrem Leben ganz natürlich. Sie finden mehr Annehmlichkeiten, von ihrem Standpunkte aus gesehen, und haben fast nie Sorgen — warum sollen sie sich mit Gewalt, absichtlich dieses Leben nehmen?

In ihrem Haushalte findet man neben den nothwendigen Schüsseln, Töpfen, Pfannen und Kesseln fast in der Regel noch einige silberne Geräte, ja wohlhabende Familien, deren es unter ihnen nicht wenige giebt, führen einen förmlichen Schatz von goldenen und silbernen Ketten, Ringen, Dosen, Uhren und Trinkgefäßen mit herum. Ihren Viehstand macht in der Regel ein Hund, Pferd und Schwein aus, daneben pflündern sie natürlich die Bauernhöfe und vermehren ihren Viehreichthum durch Enten, Hühner und Gänse.

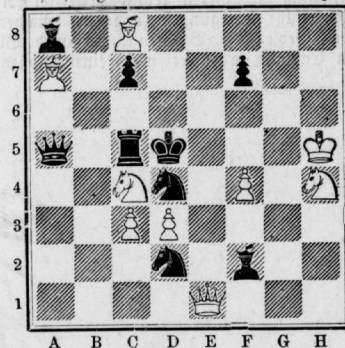
(Schluß folgt.)

Aufgaben.

1. Leichtes Räthsel von F. in L.

Das Erste möchte Jeder sein,
Das Zweite streift durch Busch und Hain,
Das Ganze hat ein Kind gemacht,
Ein Weber unter's Volk gebracht.

2. Schachaufgabe Nr. 44 von B. K., Halle.



Weiß zieht an und setzt im dritten Zuge matt.

3. Schach Nr. 45. Stellung: W. K. c1; D. h7; L. b4, g6; S. a7; h1; L. d8; B. a3, e2. S. K. d4; B. c4, d5, e4. — W. zieht und setzt im zweiten Zuge matt.

Lösungen aus Nr. 5.

- Die Woche und die 7 Tag. 2. (Wachtel. (Auch das provinzielle „Dachtel“ wäre gegangen.)
- Man bringe die Schrift so unter das Auge, daß der Blick eben über die Fläche des Papiers hinstreift, so wird man deutlich in langetragenen Buchstaben lesen: „Wer den Schaden hat — darf für den Spott nicht sorgen.“
- Unser Fürst von Bismarck sprüht Nach Ganotha gehn wir nicht.
- Kew, Dela, Naros, Astardoh, Guanahani, Senegambien, Brandenburg, Egmont, Rio de Janeiro, Siebichenstein. — Königsberg, Washington.

Correspondenz.

Lösungen aus Nr. 5. M. K., Marie K. (a. a. 4), S. u. M. W. (a. a. 4; von so elegantem Papier ließ sich's doppelt gut!), Edm., Alma B., F. G. (Dank und Gruß, Verwendung gelegentlich!), Clara (a. a. 4), R. Sch., M. S. (vielleicht nach Umarbeitung!), alle a. h. — M. K., J. (französisches würde für zu Viele unverständlich sein; anderes hübsch u. gelegentlich zu verwenden); Fr. N., Barnstiedt; B. Sch. (a. a. 4); M. B., Giesleben; C. S., Dargau; G. H., Bruck; F. in Dr., K. v. Weihenfels; S., Nierbebe; S. S., Groharsdorf; B. G., Lennewitz (a. a. 4); W. Hbb., Giesleben; W. S. in D.; Vietsch, Querfurt (Fig.-Aufg. uns schon in größerer Form zugegangen!); G. K., Artorn; M. H., Raumburg; D. K., Giesleben; x, Leipzig (Ihren Reb. „Infanterist“ hatte allerdings, so viel uns erinnerlich, Niemand gelöst).

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß in der Correspondenz ein Sternchen vor dem Namen, auch ohne weiteren Zusatz, bedeutet: Einwendung zu gelegentlicher Verwendung dankend acceptirt.